



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nadir: Die Engländer in Indien : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Engländer in Indien

Von Nadir

(Schluß)

Angefiçhts der vielen Angriffe, welche immer wieder von mehr oder weniger sachverständiger Seite gegen das englische Regime in Indien gerichtet werden, sollte man sich einmal die Frage vorlegen, ob das indische Volk sich in einer besseren ökonomischen Lage befinden oder wenigstens mit seinem Los zufriedener sein würde, wenn die englische Invasiön ausgeblieben wäre. Persönliche Zufriedenheit und gute ökonomische Lage sind ja an sich zwei ganz verschiedene Dinge. Ein echter Afghane wird fast immer das ärmliche, aber freie Leben in seinen rauhen Bergen der glänzendsten Knechtschaft an indischen Fürstenhöfen vorziehen. Für die in dem indischen Tiefstand zusammengedrängten Menschenmassen ist aber die Nahrungsfrage von so ausschlaggebender Bedeutung, daß jede andere Sorge, jedes andere Interesse dagegen verschwinden muß. „Gib uns Frieden, damit wir unserer Arbeit nachgehen können, damit wir die Früchte unseres Fleißes nicht in Raub und Plünderung verlieren und unsere Götter nach der Weise unserer Väter ehren können,“ damit hat man eigentlich alles genannt, was die Masse des indischen Volkes von einer guten Regierung erwartet.

Wie aber steht es mit der Erfüllung dieser Wünsche in den heute noch von Orientalen regierten Gebieten? Persien z. B. ist sicherlich ein von der Natur reich bedachtes Land. Um zu Glück und Wohlstand zu gelangen fehlt ihm eigentlich nichts als eine starke und verständige Regierung. Und wie sieht es tatsächlich dort aus? Nicht genug, daß die Regierung nichts für das allgemeine Wohl tut, nicht genug, daß die Bevölkerung unter der Last der ungerechten Steuern, der parteilichen und bestechlichen Gerichte seufzt; nicht einmal die primitivsten Forderungen staatlichen Lebens werden erfüllt. Ungestrahlt ziehen Räuberbanden durch das Land, plündern und brandschatzen die Dörfer, martern und töten die Einwohner. Sind die Räuber endlich abgezogen, so kommen (beileibe nicht früher) die Regierungstruppen und plündern und brandschatzen noch einmal, „weil die Bevölkerung den Räubern Vorschub geleistet hat.“ In den ewigen Kriegen und Aufständen werden die sogenannten Schlachten zu lächerlichen, unbedeutenden Schießereien; die Hauptsache bei der Kriegführung

bleibt das Ausplündern friedlicher Städte und Dörfer. *) Nichts läßt darauf schließen, daß es in Indien ohne Eingreifen der Engländer heute viel besser aussähe. Einigen wenigen erleuchteten Monarchen rühmen die eingeborenen Geschichtsschreiber zwar nach, daß sie Ruhe, Ordnung und Wohlstand über ihr ganzes Reich verbreitet hätten. Aber lange dauerten solche Glanzepochen nie. Zu Akbars Zeiten war das Großmogulreich vielleicht das bestregierte Land der Welt, aber schon unter seinen unmittelbaren Nachfolgern ging es wieder schnell bergab. Dschehangir und Schah Dschehan blendeten zwar noch das Urteil fremder Besucher durch den Glanz ihrer Hofhaltung und die Zahl ihrer Truppen. Aber während in Delhi Üppigkeit und sinnlose Verschwendung herrschte, floh in den Provinzen das zur Verzweiflung getriebene Volk in die Wälder und zu den unabhängig gebliebenen Gebirgstämmen; und das Chaos, welches auf des Großmoguls Aurangzibs Tod (1707) folgte, läßt sich höchstens mit den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges vergleichen. Ohne Eingreifen der Engländer wäre Indien also heute noch höchstwahrscheinlich ein Land ohne Kunststraßen, ohne Eisenbahnen, ohne ein planmäßiges Kanal- und Bewässerungssystem. Es wäre ein von religiösen und politischen Kämpfen zerrissenes, von periodischen Seuchen und Hungernöten heimgesuchtes Völkerchaos. England nahm schon in den Anfängen seiner Herrschaft über Indien großzügige Straßenbauten in Angriff. Bereits 1849 wurde die erste Eisenbahn eröffnet. Heute besitzt Indien ein dichtes Netz vorzüglicher Kunststraßen, Eisenbahnen in Länge von 51500 Kilometer (1910) und nicht weniger als 71000 Kilometer Bewässerungskanäle (davon 23500 Kilometer Hauptkanäle, welche zum Teil auch der Schifffahrt dienen, der Rest Verteilungsarme, 1908). Nur mit Hilfe dieser großartigen Anlagen ist es heute möglich, für die schnell anwachsende Bevölkerung **) in dem alten Kulturlande neue Existenzbedingungen zu schaffen. Jahr für Jahr finden Tausende von Familien neue Heimstätten in den durch künstliche Bewässerung dem Ackerbau erschlossenen Wüsten ***) oder in den durch Trockenlegung und Entwaldung urbar gemachten Flußdeltas. †)

*) In der von unaufhörlichen Kämpfen heimgesuchten persischen Provinz Mazanderan kam ich einmal mit einem alten Bauern ins Gespräch. Ich kam von Teheran, darum war der Alte begierig zu erfahren, ob von dort neue Kämpfe drohten. Ich gab ihm Auskunft, so gut ich konnte. Schließlich meinte er ganz melancholisch: „Was fragen wir danach, ob uns Mehemed-Ali oder Ahmed-Schah regiert. Wenn Gott bloß Frieden gäbe. Denn wenn die großen Herren Krieg führen, so sind es immer nur wir Bauern, die die Beute bezahlen müssen.“

**) In den zwanzig Jahren von 1881 bis 1901 vermehrte sich die Bevölkerung Indiens von 254 Millionen auf 294 Millionen, also um volle 40 Millionen.

***) Im Pendschab wird den großen Flüssen Sadletsch, Dschelum usw. soviel Wasser zu Irrigationszwecken entzogen, daß zeitweise nicht mehr ein Tropfen den Indus erreicht.

†) Zum Beispiel in den Sunderbans, dem gemeinsamen Delta des Ganges und Brahmaputra, das noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dicht bevölkert war; große Überschwemmungen, im Verlaufe derer der Ganges seine Hauptmündungen beträchtlich nach Osten verschob, verwandelten später das Land in ein undurchdringliches, menschenleeres Sumpf-

Gewiß schaffen die Engländer diese großen Kulturwerke nicht, um den Indern einen uneigennütigen Dienst zu erweisen, sondern sie verfolgen damit in erster Linie ihre eigenen Interessen. Das in Indien angelegte englische Kapital trägt gute Zinsen. Eisenbahnen verzinzen sich durchschnittlich mit 5,77 Prozent (1907), Bewässerungsanlagen sogar mit 8,67 Prozent (der Eastern Summa Canal mit 28,47 Prozent, 1907). Aber Indien hätte nie die etwa 350 Millionen Pfd. Stl., welche in indischen Eisenbahnen und Kanälen angelegt worden sind, aus eigener Kraft aufgebracht und, wenn es diese Summe als Anleihe erhalten hätte, wäre es nie imstande gewesen, sie so zweckmäßig und ökonomisch anzulegen. Das kolonialisatorische Geschick der Engländer liegt eben nicht so sehr in der Art, wie sie fremde Völker regieren (obgleich auch auf diesem Gebiete keine andere moderne Kolonialmacht die Engländer erreicht), sondern wie sie die Hilfsquellen der neugewonnenen Länder in nationaler Weise erschließen und das Kolonisieren zu einem gewinnbringenden Unternehmen machen. Römer und Spanier betrachteten ihre Kolonien nur als Geldquelle und erwarteten, daß diese ohne eigene Arbeit ununterbrochen weiterfließen würde. Die Engländer eigneten sich nach anfänglichen Mißgriffen bald den Standpunkt des klugen Kaufmanns und geschickten Industriellen an. Sie wissen heute, daß man nur dann auf guten und anhaltenden Verdienst rechnen kann, wenn man beträchtliche Summen in sein Unternehmen „hineingesteckt“ hat. Jede wirkliche tüchtige Leistung wird, auch wenn sie nur in eigennütziger Absicht vollbracht wurde, automatisch zu einem Verdienst um die Allgemeinheit. Durch Schaffung gewaltiger Verkehrsanlagen, durch Erschließung von Wüsten und Sümpfen suchten die Engländer Verzinsung für ihre Kapitalien, und der Erfolg war, daß für Millionen von Menschen neue oder bessere Existenzbedingungen geschaffen wurden. Wo heute die von den großen Flüssen genährten blinkenden Wasseradern das ehemals wüste Land durchziehen, da hat die schlimmste Geißel Indiens, die Hungersnot, ihre Schrecken zum größten Teil verloren; denn selbst in regenarmen Jahren pflegt die künstliche Bewässerung zur Erzielung einer mittleren Ernte zu genügen. Die große Organisation zur Bekämpfung der Hungersnot, das „famine relief“ wäre aber ohne die modernsten Verkehrsmittel gar nicht denkbar. In Deutschland erhebt man häufig schwere Vorwürfe gegen England wegen dieser periodischen Hunger-epidemien, spricht aber wenig von den Maßregeln, die zu ihrer Bekämpfung getroffen werden. Ich glaube, mancher würde sein schnell gefälltes Urteil mildern, wenn er wüßte, was „famine relief“ ist. Ich möchte daher mit einigen Worten darauf eingehen.

* * *

didicht. Heute wird wieder systematisch an der Urbarmachung des einst so fruchtbaren Gebietes gearbeitet. Handelt es sich doch um eine Fläche, welche an Ausdehnung die Provinz Hannover beträchtlich übertrifft und durchweg drei Heisernten im Jahre bringt.

Hungersnöte hat es zu allen Zeiten in Indien gegeben. Ihre Ursache ist fast immer das Ausbleiben der in normalen Jahren Mitte Mai einsetzenden Monsunregen. Von dieser Regenperiode hängt nicht nur das Gedeihen einer einzigen Ernte (in Indien wird zwei- bis dreimal im Jahre geerntet), sondern auch die Speisung der kleineren Wasserläufe, der Brunnen und „Tanks“ ab, welche zur Bewässerung der Felder während der regenlosen Monate dienen. Wenn man nun bedenkt, welche ungeheuren Menschenmengen in den großen Flußebenen Indiens zusammengedrängt sind, wenn man ferner bedenkt, daß diese Massen auch in normalen Jahren nur gerade ihr Leben fristen können und Vorräte an Geld und Lebensmitteln fast nie besitzen, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, welche Katastrophen das Ausbleiben des Monsuns zur Folge haben muß. Früher, als es noch keine Eisenbahnen in Indien gab, blieb den von einer Mißernte betroffenen Leuten eigentlich keine andere Wahl, als rechtzeitig auszuwandern oder Hungers zu sterben. Möchte auch in anderen Teilen des weiten Landes die Ernte gut geraten sein, es gab keine Möglichkeit, die überschüssigen Lebensmittel durch das weithin verdorrte, wasserlose Land bis in die Zentren der Hungersnotbezirke zu bringen. Seit es Eisenbahnen, Straßen und Kanäle in Indien gibt, hat sich das alles geändert.

Meist werden nur einzelne, begrenzte Teile Indiens von Mißwachs betroffen, so daß das Land im ganzen genommen selbst in schlechten Jahren mehr Lebensmittel produziert, als der eigene Bedarf erfordert. Theoretisch besteht also die Möglichkeit, jeden Hungersnotbezirk ohne Einfuhr vom Ausland mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen. Nun kann den Hungerleidenden das billigste Brot nichts nützen, weil es ihnen an Geld fehlt, um es zu kaufen*). Hier setzt nun die englische Regierung mit den sogenannten „famine relief works“ ein, d. h. sie schreibt Notstandsarbeiten für die Bevölkerung aus. Der Umfang dieser Arbeiten — es handelt sich meist um Straßen- und Kanalbauten, also dem Gemeinwohl zugute kommende Arbeiten — richtet sich ganz nach der Zahl der Leute, welche Arbeit suchen. Damit der ganze Apparat im Notfall sofort zu spielen beginnt, ist alles wie ein Mobilmachungsplan vorbereitet. Für jeden „famine district“ ist ein englischer Aufseher in Aussicht genommen; die Pläne für die Notstandsarbeiten sind in besondere Karten eingezeichnet; für jeden Bezirk liegt ein Fond bereit, der die Auslagen der ersten Tage deckt; kurz es bedarf bloß des Stichwortes und jeder Beteiligte weiß, was er zu tun hat. Jede Person, die an den öffentlichen Arbeiten teilnimmt, erhält entweder eine Tagesportion in natura, oder so viel Geld, daß sie sich nach dem Stand der Lebensmittelpreise für einen Tag ihre Nahrung kaufen kann. Nur wer arbeitet, wird unterstützt; ausgenommen sind nur Kranke, Arbeitsunfähige und — als einzige Konzession an

*) In dem Bezirk Dinaspur (nördl. Kalkutta) brach 1907 eine Hungersnot aus. Trotzdem waren dort die Lebensmittelpreise niedriger, als im Vorjahre, welches eine sehr gute Ernte zu verzeichnen hatte. Der Überschuf aus anderen Gegenden glich eben den Ausfall aus.

die Landesfittte — Frauen so hoher Kaste, daß sie ihre Wohnungen nicht verlassen können (da diese eher in ihren Häusern verhungern würden, als sich in der Öffentlichkeit zu zeigen).

Es gibt also zwei große Prinzipien:

1. Jedermann, der sich zur Arbeit stellt, bekommt Arbeit und Nahrung. Es heißt also nie: „Mehr Arbeiter können wir nicht bezahlen, es ist kein Geld mehr da“; sondern das nötige Geld wird grundsätzlich beschafft, sei es durch Anleihen, sei es durch Überweisung seitens der Zentralregierung. Verhungern braucht also niemand mehr.

2. Nur wer arbeitet, erhält eine Unterstützung (mit Ausnahme der oben bezeichneten Fälle). Damit wird der Demoralisation vorgebeugt, welche jede Gratisunterstützung nach sich zieht, und die Garantie gegeben, daß nur wirklich Bedürftige unterstützt werden.

Allerdings findet sich in der energielosen indischen Landbevölkerung stets eine Anzahl von Leuten, welche die Hungersnot als eine Fügung des Himmels betrachten, gegen die es keine Rettung gibt, die daher bei Ausbruch einer Hungersnot jede Hilfe zurückweisen und ohne eine Hand zu rühren, den Tod erwarten. Hier hört aber wohl die moralische Verpflichtung der Behörde auf.

Außer der Überwachung der Notstandsarbeiten gibt es für die Aufsichtsbeamten noch eine Menge anderweitiger Arbeit in einem „famine district“: Unterbringung der Kranken und Arbeitsunfähigen in Lazaretten und Verpflegungstationen, Organisation des Sanitätsdienstes, um die stets drohende Seuchengefahr zu verringern, Überwachung der Brunnen usw. Ein englischer Aufseher in einem Hungerbezirk ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Die unablässigen Inspektionsreisen durch Staub und Hitze in einem verdorrten, von Lebensmitteln entblößten Lande stellen die schärfsten Anforderungen an seine Widerstandskraft. Fast das Schlimmste aber ist der dauernde Kampf mit unehrlichen eingeborenen Beamten, die selbst in solchen Zeiten der Not nicht davor zurückschrecken, sich auf Kosten ihrer darbenenden Landsleute zu bereichern. Der „famine code“, die vortreffliche Vorschrift für den Dienst in Hungerbezirken, enthält ein Kapitel, das die üblichen Betrugsmanöver eingeborener Beamten aufzählt. Fast in jeder Auflage erfährt dessen trauriger Inhalt eine Bereicherung. Was würde wohl aus der ganzen Organisation werden, wenn die englische Obergewalt fehlte? Die Hilfslosigkeit mancher Eingeborenenstaaten gegenüber solchen Katastrophen geben davon eine Vorstellung. Während des Hungersnotjahres 1896 sank die Bevölkerung des Eingeborenenstaates Baroda (nördlich Bombay) um fast 500000 Menschen bei einer Gesamtbevölkerung von rund $2\frac{1}{2}$ Millionen. In den meisten anderen Eingeborenenstaaten sank damals die Bevölkerungsziffer ebenfalls. Trotzdem vermehrte sich die Gesamtbevölkerung des Landes von 1891 bis 1901 um 2,45 Prozent und in den unter direkter englischer Verwaltung stehenden Landesteilen um fast 5 Prozent. Ohne Zweifel läßt die Seuchenbekämpfung in Indien noch vieles zu wünschen übrig. Seit

1896 ist die Pest in Indien endemisch und auch die Ziffern der an Pocken und Cholera Gestorbenen erreichen eine erschreckende Höhe*). Man muß aber, um den Engländern gerecht zu werden, nie vergessen, daß die festeingewurzelten Gewohnheiten und die religiösen Gebräuche des Volkes die Haupthindernisse sind, welche die Einführung wirksamer sanitärer Maßregeln bisher verhindert haben. Wer jemals gesehen hat, wie in Benares alltäglich Hunderttausende von Pilgern das „heilige“ Gangeswasser schlürfen, dieses Wasser, das von Schmutz und Unrat starrt, in dem Hunderte von faulenden Menschenleichen herabtreiben, der wundert sich nicht etwa über die große Verbreitung der Epidemien in Indien, sondern vielmehr darüber, daß nicht das ganze Volk in einer großen Epidemie zugrunde geht. Wollte aber die englische Regierung diese religiösen Gebräuche aus sanitären Gründen verbieten, so würden sich Millionen von Hindus wie ein Mann erheben, um die Fremden zu vertreiben, die „ihnen den Himmel rauben wollen“. In weiten Kreisen Indiens wird noch heute fest an das von den Brahminen verbreitete Märchen geglaubt, die Engländer brächten die Pest ins Land**). Die Versuche, Schutzimpfungen gegen Pocken und Pest einzubürgern, haben vor allem wegen dieses festeingewurzelten Aberglaubens nur geringe Erfolge aufzuweisen. Wer daher unparteiisch prüft, wird sagen müssen, daß die Bekämpfung der Hungersnöte und Seuchen kein Schandfleck, sondern ein Ruhmesblatt in der Geschichte Britisch-Indiens ist.

Wenn aber heute Engländer das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie so darstellen wollen, als bringe England nur ein selbstloses und im Grunde recht unbequemes Opfer, indem es sich die schwere und verantwortungsreiche Last der Regierung Indiens aufbürde (siehe Seely: *The expansion of England* S. 67 und ff.), so kann man nur, um sich milde auszudrücken, mit Gobineau sprechen: Sie besitzen genug Scharfsinn, um ihre Taten vor der Welt zu rechtfertigen. Nein! Kein Volk der Erde ist bei der Verfolgung seiner Interessen so rücksichtslos und für sentimentale Regungen so unzugänglich gewesen, wie die Engländer. Als die englische Regierung die Privilegien der Handelskompagnie vernichtete und die Kolonie in eigene Verwaltung nahm, waren ihre einzigen Beweggründe politische Klugheit und Wahrnehmung der eigenen Interessen. Der englisch-indische Handel und die in Indien angelegten englischen Kapitalien waren eben schon so gewaltig angewachsen, daß ein Verlust der Kolonie nicht nur der Kompagnie sondern der ganzen Nation einen kaum wieder gut zu machenden Schaden verursacht hätte. Wäre die Oberherrschaft über Indien für England nachteilig oder nur eine Last ohne Vorteile, noch

*) Es starben 1905 an Cholera 489 950, an Pest 940 174, an Fieber 4 397 927, an Dysenterie 262 829 Menschen; 1906 an Cholera 688 176, an Pest 296 941, an Fieber 4 481 420, an Dysenterie 296 138 Menschen.

***) Ein englischer Beamter erzählte mir, Leute seines Bezirks hätten ihm einmal folgende Bitte vorgebracht: „Wir wissen, daß ihr Engländer die Pest braucht. Tut uns aber doch wenigstens den Gefallen und sagt uns vorher, wann ihr sie bestellt, damit wir uns rechtzeitig flüchten können.“

heute würde der Befehl zur Räumung Indiens erlassen und — mit moralischen und ethischen Gründen vor der Welt gerechtfertigt werden.

Stießen einmal englische und indische Interessen zusammen, so gab stets der Vorteil des Mutterlandes allein den Ausschlag. Ein Beispiel: die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende Überschwemmung Indiens mit billigen englischen Industrieerzeugnissen, insbesondere Textilwaren, führte zum Ruin des blühenden indischen Handwerks. „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels, die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen Indiens.“ So urteilten damals englische Schriftsteller (siehe Chamberlain, Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, S. 997)*). Nun ist ja nicht zu leugnen, daß die über das indische Handwerk hereinbrechende Katastrophe auch das ganze europäische Festland heimsuchte (z. B. die schlesischen Weber). Gegen die Gefahren, welche dem Handwerk von der übermächtig werdenden Industrie drohten, gab es eben kein radikales Hilfsmittel. Aber Europa konnte wenigstens durch geeignete Zollmaßnahmen und durch Schaffung einer eigenen Industrie die Schärfe der Krise mildern. England war aber damit nicht gebient, daß Indien sich eine eigene Industrie schuf; die Kolonie sollte das Mutterland mit billigen Rohprodukten und landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgen und dafür ihre Bedürfnisse an Industrieprodukten möglichst im Mutterland decken.**). Darum dachte man nicht an eine Milderung der wirtschaftlichen Umwälzung, sondern hintertrieb mit allen Mitteln das Entstehen einer indischen Industrie. Die brotlos gewordenen Handwerker wurden in das ohnehin überfüllte landwirtschaftliche Gewerbe hineingetrieben, wodurch das allgemeine Elend noch vermehrt wurde. Bis auf den heutigen Tag ist die Industrialisierung Indiens künstlich hintengehalten worden. Erst in neuerer Zeit hat eine starke Agitation gegen diese Bevormundung eingesetzt, die sogenannte „Swadeschi-Bewegung“. Diese bezweckt, Indien durch Schaffung einer einheimischen Industrie allmählig von der fremden Einfuhr unabhängig zu machen. Zeitweise war die Begeisterung für diesen Plan sehr groß. Reiche Inder aller Stände zeichneten bedeutende Summen für die ins Leben zu rufenden Unternehmungen. Die erwarteten großen Erfolge sind indessen bisher ausgeblieben. Zunächst mußte man ohne Zollschutz gegen eine übermächtige

*) Robden rühmte es damals als ein Verdienst der englischen Industrie, daß die Maschinenwebereien Manchesters die Werkstätten der indischen Weber geschlossen hätten.

***) Man muß nicht vergessen, daß das fast wie ein Evangelium verkündigte Freihandelsprinzip nur deshalb das Wirtschaftsideal der Engländer wurde, weil die englische Industrie damals die Welt beherrschte und daher der Freihandel bloß billige Löhne, aber keine unangenehme Konkurrenz brachte. Angesichts des Emporkommens der deutschen und amerikanischen Industrie verwandelt sich dieses einst als unantastbar angesehenes Ideal in sein gerades Gegenteil, das protektionistische System. Wenn heute die „protection bill“ noch keine Aussicht auf Annahme im englischen Parlament hat, so liegt das nicht an prinzipiellen Bedenken, sondern an den praktischen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung des Planes entgegenstellen.

Konkurrenz ankämpfen. Ferner beging man den Fehler, ohne geeignete technisch geschulte Kräfte an die Arbeit zu gehen. Mancher Angestellte verfiel endlich in den alten orientalischen Erbfehler, zunächst für die eigene Tasche zu sorgen. So konnten schwere Verluste nicht ausbleiben. Wenn ich dem Urteil eines englischen Bankdirektors in Bombay trauen darf, so sieht man heute in der Swadeschi-Bewegung keine Gefahr mehr für die englische Einfuhr. Mein Gewährsmann behauptete, er kenne die eingezahlten Kapitalien und die jährlichen Unterbilanzen vieler Swadeschi-Unternehmungen und könne an der Hand dieser Zahlen genau den Zeitpunkt ihres unvermeidlichen Zusammenbruches vorherbestimmen. Nur wirksame Industriezölle, wie sie z. B. Australien zum Ärger Englands schon längst besitzt, könnte die Swadeschi-Unternehmungen lebensfähig machen. Diese den eigenen Export schädigenden Zölle wird aber wohl keine englische Regierung der Kolonie bewilligen. Indien wird daher wohl noch für lange Zeit der englischen Industrie zinsbar bleiben. Der oben genannte Seely hebt es zwar rühmend hervor, daß England keinen Tribut von Indien erhebt. Gewiß, die äußere Form des Tributs, einer Zahlung, zu der der Sieger den Besiegten ohne Gegenleistung zwingt, ist vermieden. Aber der Sache nach bleibt es sich gleich, ob Indien seinen Tribut an die englische Regierung oder an die englische Industrie zahlt. In beiden Fällen geht Geld aus dem Lande, das dort verbleiben würde, wenn es keine fremde Regierung gäbe und Indien in der Lage wäre, seine Zollgesetzgebung seinen eigenen Interessen entsprechend zu gestalten.

Jeder englische Beamte, welcher 25 Jahre im „Indian civil service“ gedient hat, erhält zu Lasten des indischen Budgets eine Pension von 1000 Pfund, d. h. über 20000 Mark, also mehr wie ein deutscher Reichskanzler a. D. Gehälter von 100000 bis 200000 Rupien (136000 bis 272000 Mark) sind für englische Beamte in indischen Diensten keine Ausnahme. Schon mit diesen Gehältern und Pensionen fließt ein ununterbrochener Strom baren Geldes aus dem armen Indien nach dem reichen England. Für die vielen englischen Kolonialkriege in Afrika und Asien hat Indien stets mit Geld und Truppen sendungen beisteuern müssen. Ferner wird das indische Budget mit großen Ausgaben für politische Agitationszwecke belastet. Die Subventionen, welche England dem Sultan von Maskat und dem Emir von Afghanistan zahlt, stammen z. B. aus dieser Quelle. Mit den Interessen der Bewohner Indiens haben diese Ausgaben wenig oder nichts zu tun; sie dienen lediglich dem englischen Imperialismus. Daß die Inder sich nicht als Vorspann für die englische Weltpolitik benutzen lassen wollen, kann man ihnen schließlich nicht verdenken. Und doch hieße es, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man denjenigen Recht geben, welche für Indien alles Heil von der Abschüttelung der englischen Herrschaft erwarten. Die Begründung dieser meiner Ansicht möchte ich mir für einen anderen Aufsatz vorbehalten.